

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

In dem Saale fand Abbe Montmoulin das Gerichtspersonal versammelt. Auf einen Wink des Präsidenten verlas der Gerichtsschreiber noch einmal das Todesurteil. Dann fügte er bei, da die Frist für eine Appellation unbenutzt verstrichen, sei dasselbe inzwischen rechtskräftig geworden.

Der Präsident fragte nun, ob er in der Unterlassung einer Appellation das Zugeständnis erblicken dürfe, daß der Verurteilte die Todesstrafe als verdient anerkenne.

Dagegen erhob der Priester feierliche Einsprache und beteuerte abermals seine volle Unschuld. Gerne räume er ein, daß das Gericht im guten Glauben gehandelt habe und durch die Umstände ohne Schuld irre geführt sei. Aber man möge wenigstens jetzt, da er keine Aussicht habe, durch Leugnen sein Leben zu retten, und im Begriffe stehe, vor den ewigen Richter zu treten, der feierlichen Versicherung glauben, daß er unschuldig sterbe.

Diese mit Ruhe und heiligem Ernste gesprochenen Worte machten selbst auf den Staatsanwalt einen sichtbaren Eindruck. Nach einer Pause zog der Präsident ein Schreiben hervor und erklärte, in Übereinstimmung mit seinen Mitrichtern, deren Mehrzahl, im Gegensatz zum Wahrsprüche der Geschworenen, von dem beibrachten Schuldbeweise nicht völlig überzeugt gewesen sei, und namentlich im Hinblick auf das unbescholtene Vorleben des Verurteilten habe er es für seine Pflicht erachtet, um Begnadigung einzukommen. Seine Bitte sei in der Tat gewährt und der Verurteilte als Sträfling zur lebenslänglichen Deportation nach Neu-Kaledonien begnadigt. Der Gerichtsschreiber möge das neue Urteil, das hiermit sofort rechtskräftig werde, dem Begnadigten vorlesen.

Aber Abbe Montmoulin, der das Todesurteil ohne Wanken gehört hatte, taumelte und wäre wie vom Schlage getroffen zu Boden gestürzt, wenn nicht einer der Gendarmen rasch herzugezogen wäre und ihn gehalten hätte. Man mußte ihn sich setzen und mehrere Minuten ruhen lassen, ehe er seine Fassung soweit gewonnen hatte, daß er dem bestürzten Präsidenten mit abgebrochenen

Worten für dessen gewiß in bester Absicht um seinerwillen gehabte Mühe danken konnte. „Gott weiß es, Herr Präsident, Sie haben mir eigentlich durch diese Begnadigung einen schlechten Dienst erwiesen. Ich glaubte mein Kreuz heute oder morgen niederlegen zu können, und nun muß ich ein noch schwereres weitererschleppen, vielleicht auf manches Jahr“, sagte er zum Schlusse.

Der Präsident blickte fast verlegen seine Mitrichter an und sagte: „Der Fall ist mir zwar noch nicht vorgekommen, daß ein zum Tode Verurteilter die Begnadigung zurückwies; aber ich glaube, er braucht sie nicht anzunehmen. Wenn also der Verurteilte den Tod vorzieht —“

„Ich glaube die Begnadigung annehmen zu müssen, weil ich unschuldig bin und nicht über mein Leben verfügen darf. Wäre ich schuldig, dann dürfte ich um die Todesstrafe als vollkommenere Sühne bitten. So aber glaube ich das mir angebotene Leben, so schwer mir seine Bürde auch sein mag, nicht zurückweisen zu dürfen.“

Der Präsident und die Richter beredeten sich über diese Antwort und sahen ihre Richtigkeit ein. Zugleich drängte sich ihnen aufs neue die Überzeugung von der Unschuld des Verurteilten auf. Ein Schuldiger hätte die Begnadigung mit Freuden angenommen; jedenfalls war es undenkbar, daß er die Heuchelei so weit treiben könnte, — so sagten sie sich. Aber ihre persönliche Überzeugung vermochte nun an der vollendeten Tatsache nichts mehr zu ändern. Das Urteil konnte nur durch eine neue Gerichtsverhandlung umgestoßen werden, und diese durfte einzig auf Grund ganz neuer und überzeugender Beweise der Unschuld bewilligt werden, und solche lagen nun einmal nicht vor. Der Präsident fragte also ein letztes Mal:

„Verurteilter, nehmen Sie die Begnadigung an oder nicht?“

„Ich glaube sie annehmen zu müssen.“

„So übergebe ich den Verurteilten dem Direktor des Gefängnisses zur Vollstreckung der Deportation im Namen des Gesetzes.“

Der Befehl wurde vom Gerichtsschreiber geschrieben, vom Präsidenten unterzeichnet und mit dem Siegel des Gerichtes

versehen dem Direktor übergeben. Als bald befahl derselbe einem Gendarmeriesergeanten, den Verurteilten nach Marseille zu begleiten, von wo noch im Laufe der Woche ein Schiff mit Deportierten nach Neu-Kaledonien unter Segel ging. Abbe Montmoulin verneigte sich vor dem Gerichtspersonal und folgte dem Sergeanten wankenden Schrittes in eine Zelle, wo ihm bedeutet wurde, er habe sich sofort umzukleiden. Er mußte das trotz seiner Bitte in Gegenwart des Sergeanten und Wärters tun. Mit Tränen in den Augen legte er die Soutane, das Gewand des Priesters, ab. Der Sergeant warf sie in eine Ecke und sagte hohnlachend: „Na, wir werden Ihnen für diese schwarze Vogelscheuche eine nette gestreifte Zwischjacke geben!“ Die Leibwäsche, welche Abbe Montmoulin anlegen mußte, trug den Stempel der Deportierten und die Nummer, welche inskünftig sein Name sein sollte. „Sie heißen nun nicht mehr Montmoulin, sondern Nummer 5348, und damit Sie das nicht vergessen, sind alle Ihre Kleider damit bezeichnet“, erklärte der Sergeant. „Wir hatten einmal einen Taugenichts aus Paris, der immer seine Jacke auszog, wenn man ihn um seinen Namen fragte, und dazu log: „Barbleu! Ich habe kein Gedächtnis für Zahlen; lesen Sie es selbst, Herr!“ — Und was haben Sie denn da auf dem Leibe?“

„Mein Skapulier!“

„Fort damit! So ein Ding habe ich noch bei keinem Deportierten gesehen!“ Und der rohe Mensch riß dem Priester das geweihte Schutzkleid der Mutter Gottes ab. „So —! nun in die gestreifte Jacke hinein! — Na, was für einen schmucken Kerl wir an Ihnen haben! Nur der Bart ist noch etwas kurz und stachelig und die Tonsur noch nicht völlig zugewachsen. Wird schon kommen! — Noch etwas gefällig?“

„Ich habe die Verpflichtung, täglich mein Brevier zu beten; ich muß also bitten, mir dasselbe zu lassen.“

„Hahaha! Nicht übel! Wahrscheinlich wollen Sie auch täglich Messe lesen und Ihren saubern Kumpanen eine Predigt halten? Die Kerle könnten es brauchen! Aber beruhigen Sie Ihr zartes Gewissen. Sie bedürfen Ihrer Lebtag keines Breviers mehr, und mit dem ganzen Pfaffenhandwerk ist es überhaupt für Sie aus und Amen.“

„Ich bitte Sie, mein Herr, von dem priesterlichen Verufe mit mehr Achtung zu

sprechen“, erwiderte Abbe Montmoulin empört.

„Capperlot! Sie hätten ihn mit mehr Achtung behandeln sollen! — Sind wir jetzt fertig?“

„Ich muß freilich zugeben, daß der Schein wider mich spricht“, sagte betrübt der Verurteilte; dann fügte er demütig bittend bei: „Ich darf doch wenigstens meinen Rosenkranz mit mir nehmen, den ich seit dem Tage meiner ersten Kommunion täglich betete?“

„Nichts da! Das Reglement erlaubt den Deportierten außer der Sträflingskleidung gar nichts mitzunehmen.“

„Der Rosenkranz ist zugleich ein teures Andenken an meine liebe Mutter —“

„Ach, Herr Sergeant“, wagte der Wärter schüchtern einzuwenden, welcher den Gefangenen achten und lieben gelernt hatte, „lassen Sie ihm das Ding; er kann ja damit weder sich noch andern Schaden zufügen!“

„Was geht das Sie an? Er soll den Firtlesanz nun einmal nicht mitnehmen! Legen Sie ihm die Handschellen an und die vorschriftsmäßigen Fußketten. Ich will unterdessen sehen, ob die Staatskarosse für diesen Herrn angespannt ist.“ Damit ging der Sergeant hinaus. Der Wärter ergriff den Rosenkranz und schob ihn dem Verurteilten in die Tasche.

„Und wenn es mich meine Stelle kosten sollte, ich kann Euch diesen letzten Trost nicht vorenthalten“, sagte der wackere Mann und fügte bei: „So wahr ich lebe, glaube ich, daß Ihr die Tat nicht verübtet, derentwegen Ihr verurteilt seid. Verzeiht mir, daß ich gezwungen bin, Euch die Beinfesseln anzulegen. Ich hoffe, daß es mir nicht zur Sünde angerechnet wird, wenn ich auch an einem Priester tue, was leider meines Amtes ist.“

„Habt darüber keine Unruhe, guter Mann, und Gott lohne Euch Eure Freundlichkeit“, entgegnete Abbe Montmoulin. „Wenn Ihr könnt, so überbringt meinen Abschiedsgruß an meine liebe Mutter und Schwester und an deren Kinder in der Rue de la Colombe Nr. 21. Es scheint, man will mich so rasch fortführen, daß ich sie nicht noch einmal sprechen kann. Und es ist so auch besser. Was wäre es für ein Schmerz für meine arme Mutter, mich in diesem Anzuge zu sehen! Saget ihnen und den beiden Kindern meiner Schwester, ich werde täglich für sie beten.“

Die Rückkehr des Sergeanten beendete

das Gespräch. Abbe Montmoulin wurde nun dem Gouverneur des Gefängnisses vorgeführt, der ihm die gesetzlichen Bestimmungen vorlas und bedeutete, im Falle der Flucht und Wiederergreifung auf dem Boden Frankreichs habe ein Deportierter öffentliche Brandmarkung und lebenslängliche Zwangsarbeit zu gewärtigen. Dann wurde der Priester von Gendarmen zum Gefängniswagen begleitet; einer derselben stieg mit ihm ein, der Sergeant setzte sich zu dem Kutscher auf den Boß, und fort ging es aus dem Gefängnis hofe durch die Straßen der Stadt nach der Bahn.

Das Gerücht von der Begnadigung des Verurteilten und von seiner Überführung nach Marseille hatte sich rasch in der Stadt verbreitet, und Scharen von Pöbel waren an den Bahnhof geeilt, um den Pfarrer, den sie so gerne auf dem Schaffotte gesehen hätten, wenigstens bei seiner Abreise zu verhöhn. Als der Gefängniswagen am Bahnhof ankam, wurde er mit Heulen und Pfeifen empfangen. Kaum gelang es den Gendarmen, den Priester in das Bahngelände zu retten.

„An die Laterne mit ihm!“ brüllte der Pöbel und Steine flogen von allen Seiten. Der Wurf eines Gassenjungen traf Abbe Montmoulin ins Gesicht, daß ihm das Blut herniederlief; dann geleitete man ihn durch eine Seitentüre und quer über den abgesperrten Perron rasch in den Wagen, der ihn nach Marseille bringen sollte. Man mußte ein Becken mit Wasser bringen, um ihm das blutige Gesicht zu waschen, und zufällig leistete ihm der Schaffner, der vor Gericht zu seinen Ungunsten ausgesagt hatte, der Küster sei mit dem Zuge abgereist, diesen Dienst.

Der Mann erschrak, als er den Priester erkannte. „Herr, ich glaubte nach meinem Gewissen ausgesagt zu haben“, sagte er. „Später sind mir doch Zweifel gekommen, ob ich mich nicht geirrt habe. Verzeiht mir, wenn ich Euch unrecht tat!“

„Ihnen und allen ist längst verziehen!“ sagte Abbe Montmoulin und drückte dem Schaffner die Hand.

Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Durch das vergitterte Fensterchen des Verschläges, welcher für den Gefangenentransport eingerichtet war, sah Abbe Montmoulin noch einmal die Türme von St. Victoire, an deren Fuß sein Pfarrdorf lag und er sagte traurig:

„Auf Nimmer-Wiedersehen!“

Er meinte, der Schmerz wolle ihm das Herz brechen. Erst jetzt nach der Begnadigung kam er zum ruhigen Nachdenken und damit zum vollen Empfinden seines Schicksals. Der Sergeant, der ihm gegenüber seine kurze Pfeife rauchte, ließ ihm volle Zeit dazu. Abbe Montmoulin hatte sich alles so schön zurechtgelegt: den kurzen Weg zum Schaffott die letzte Losprechung, welche ihm der Priester auf dessen Stufen erteilen würde, die nochmalige Erklärung seiner Unschuld vor dem versammelten Volke, und dann einen raschen, vielleicht fast schmerzlosen Tod, nach welchem er der Lehre der Kirche gemäß mit Sicherheit auf die ewige Seligkeit rechnen durfte. Und nun sah er sich durch diese unglückliche Begnadigung so weit vom Hafen der Ruhe mitten in die Wogen des Lebens zurückgeschleudert. Und welch eines Lebens! „Ich Unglücklicher! Ich war der herrlichen Krone nicht würdig, nach welcher ich in eitler Selbstüberhebung die Hand ausstreckte“, klagte er in seinem Innern. Noch nie hatte er die Schwere des furchtbaren Opfers so empfunden, welches ihm die Pflicht des Beichtgeheimnisses auferlegt. Sie schien ihm jetzt fast unerträglich, und eine Art Verzweiflung drohte ihn zu umstricken. Mit aller Macht des Glaubens suchte er dagegen zu ringen; aber wenn auch der Wille in diesem Sturme der Versuchung nicht wankte, über die Bitterkeit des Gefühls hatte er keine Macht. Alles war ihm zum Ekel und Aberdruß, und wie ein Wunsch ging es ihm durch die Seele: „Wenn doch der rastlos hinbrausende Zug an irgend einem Hindernis zerschellte und alles ein Ende hätte!“

Der fromme Priester erschrak über diesen unfreiwilligen Gedanken und flehte unwillkürlich mit Petrus: „Herr, rette mich, ich versinke!“ Und nun begann er zu beten. In der Nacht seiner an Verzweiflung grenzenden Trostlosigkeit rief er mit dem Psalmisten den ergreifenden Notschrei einer zum Tode betäubten Seele: „Aus der Tiefe, o Herr, schreie ich zu dir: Herr höre meine Stimme, und deine Ohren mögen achten auf den Ruf meines Flehens!“ (Ps. 128.) „Rette mich, o Gott, denn die Wasser dringen mir bis an die Seele! Fest stecke ich im Schlamm des Abgrundes und habe keinen Halt mehr. Ich treibe auf der Höhe des Meeres, und der Sturm versenkt mich. Ich ringe und schreie, und heiser

wurde meine Stimme, und mein Augenlicht versagt, da ich doch auf meinen Gott hoffe!“ (Pj. 68.)

Zwei und zwanzigstes Kapitel Neu-Kaledonien

Abbe Montmoulin hatte sich sein Los unfähig hart vorgestellt, als er auf dem Zuge Marseille zuzufuhr; aber die Wirklichkeit war noch um vieles härter.

Schon in dem Gefängnisse zu Marseille, in welchem er einige Tage auf die Abfahrt des Schiffes zu warten hatte, bekam er einen Vorgeschmack dessen, was er auf der Reise selbst erdulden sollte. Der Priester hatte bisher seine eigene Gefängniszelle gehabt, in welcher ihn niemand in seinen Gedanken und Gebeten störte. Hier wurde er mit über hundert Leidensgenossen in einen gemeinsamen Raum gepfercht und konnte bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein sein. Und in was für eine Gesellschaft war er gekommen! Der Abschaum aller Gemeinheit und Schlechtigkeit umgab ihn. Diebe, Betrüger, Räuber, Seelenverkäufer, Mörder, Anarchisten — eine wahre Senkgrube moralischer Fäulnis! Schon der Anblick dieser von den schlimmsten und gemeinsten Lastern gebrandmarkten Gesichter war für einen edeln Menschen eine Qual. Viele litten infolge ihrer Laster an ekelhaften Krankheiten. Dann ihre schmutzigen Reden, ihre entsetzlichen Flüche und Lästerungen, in welchen sich der Haß gegen Gott und gegen die Menschen Luft machte!

Mit dem eigenen Spürsinn des Lasters hatten die Gefangenen im Nu heraus, daß der Neuangekommene, der bleich und erschrocken in ihre Mitte gestoßen wurde, keiner von ihnen sei, und er war schon darum aller Feind.

„Hallo!“ rief ihm ein Trunkenbold aus Lyon zu, der im Rausche sein Weib erwürgt hatte, und glockte ihn aus seinem aufgedunsenen Gesichte an. „Was haben wir denn da für ein sauberes Pflänzchen? Seht euch einmal die feinen Händchen an, die noch niemals auch nur einen Schnaps verdient haben! Und das Gesichtchen — ein Betbruder, wie er im Bucho steht!“

„Es wird mir übel, wenn ich den Kerl nur ansehe“, sagte ein Einbrecher aus Toulon, „er riecht so nach Wachskerzen und Weihrauch! Soll mich der Kuckuck holen, wenn es nicht ein Rüster oder gar —“

„Natürlich ist es ein Pfaff!“ rief ein Pariser Beutelschneider, der sich hinter Abbe Montmoulin geschlichen hatte. „Seht nur seine Sonjur! Hahaha! Jetzt wird es lustig, Brüder! Der Pfarrer soll uns predigen und eine feine Choralmesse singen!“

„Ein Pfarrer! Ein Abbe!“ heulte und höhnte die Schar. Und sofort begannen etliche das Requiem zu plärren, und ein infamer Mensch kniete sich vor Abbe Montmoulin nieder und begann unter dem wiehernden Gelächter der Bande zum Hohne ein Sündenbekenntnis, daß sich der entsetzte Geistliche schamrot die Ohren zuhielt, während andere von ihm wissen wollten, was er denn sonderlich Frommes getan habe, daß er der Ehre ihrer Gesellschaft gewürdigt sei. Kurz, es war ein Höhnen und Lästern, daß der arme Pfarrer von St. Victoire unfürklich der Qual gedachte, welche eine verlorene Seele in der entsetzlichen Gesellschaft der Verdammten zu leiden hat. „Das ist ja die Hölle auf Erden!“ sagte er schauernd zu sich.

Fünf Tage hatte er in dem Gefängnisse von Marseille zu warten; dann wurden die Deportierten an Bord des Kanonenbootes „Durance“ gebracht. Zwei und zwei zusammengeschlossen, wurden sie von einer starken Gendarmerieabteilung durch die Straßen zum Hafen geleitet. Abbe Montmoulin sah unterwegs einen Priester, den er kannte, aus einer Kirche treten. Der Priester musterte mit traurigem Blicke den langen Zug der Verurteilten und suchte offenbar den Pfarrer von St. Victoire, von dessen Verbrechen und „Begnadigung“ alle Blätter voll waren. Jetzt erkannte er ihn, mehr an seinem verschämten, bescheidenen Benehmen als an den durch sein Unglück im Laufe eines Monats um viele Jahre gealterten Zügen, und hob entsetzt die Hände empor. Errötend schlug Abbe Montmoulin seine Augen nieder: es war das letzte Zeichen von Mitleid, das er für lange Zeit sehen sollte.

Au Bord der „Durance“ wurden die Verurteilten alsbald in den unteren Schiffsraum geführt und eng zusammengepfertcht auf harten Pritschen an Ringe angeschlossen. Solange das Schiff im Hafen blieb, durften sie nicht mehr auf das Deck. Und nun denke man sich diese von Haß und allen bösen Leidenschaften erfüllten Menschen in dem fast dunkeln und engen Raume! Und als endlich nach langen Stunden die Maschine zu stamp-

fen und die Schraube zu rauschen anfang und das Schiff, von den Wogen erfasst, die ein steifer Südwest ihm in die Flanke warf, zu wiegen und zu rollen begann, stellte sich die jammervollste Seekrankheit ein, doppelt ekelhaft in dem überfüllten Schiffsraume bei den rohen Verbrechern. Die Leiden, welche Abbe Montmoulin jetzt zu erdulden hatte, entziehen sich jeder Beschreibung.

Glücklicherweise trat nach einigen fast unerträglichen Tagen ruhigeres Wetter ein, und es wurde den Sträflingen gestattet, wenigstens einige Stunden auf dem Vorderteile des Verdeckes zuzubringen. Die „Durance“ hatte den Kanal von Suez zurückgelegt und dampfte auf dem Roten Meer südwärts. Die Hitze wuchs, und in dem vollgepferchten Schiffsraume konnte man es kaum aushalten. Es war Abbe Montmoulin jedesmal, als sei es ihm unmöglich, sein Los weiter zu ertragen, so oft die Aufseher den ganzen Schwarm der Gefangenen die Schiffstreppe hinab in den schlecht gelüfteten, von dem ekelhaften Geruche der Seekrankheit erfüllten Raum trieben. Schon drei seiner Unglücksgefährten hatten sich über Bord gestürzt, um der Qual zu entgehen, und wenn der Priester nicht so fest im Glauben an Gott, den alleinigen Herrn über das Leben, und an die Ewigkeit gestanden hätte — es wäre wohl auch an ihn die entsetzliche Versuchung des Selbstmordes herangetreten.

Als das Schiff den Indischen Ozean erreichte und nun die weite Bahn nach der Südküste von Australien steuerte, warfen ihn endlich Elend und Traurigkeit so ernstlich aufs Krankenlager, daß der Schiffsarzt Nr. 5348 in eine etwas bessere, abgesonderte Kojе zu legen befohl. Wochenlang schwebte er in hitzigem Fieber zwischen Leben und Sterben. Der Arzt, der ihn in seinen Fieberphantasien beobachtete, konnte sich nicht genug über die frommen und reinen Bilder wundern, welche den Kranken beschäftigten. Er predigte in seiner Pfarrkirche und namentlich über die Pflicht des Beichtgeheimnisses; er erklärte den Kindern den Katechismus, und wiederum redete er von Beicht und Beichtgeheimnis; er verkehrte mit seiner Mutter und war voll kindlicher Liebe und Einsalt; einmal stand er auch in seinem Fieberwahne vor Gericht und war sehr aufgeregt. „Sie werden mich verurteilen“, stammelte er, „und ich darf ihnen doch nicht sagen, wer es getan hat.“ Der Arzt kam zur Überzeugung,

daß der Kranke unschuldig sein müsse, und sprach dieselbe dem Kapitän gegenüber ganz entschieden aus. Der Kapitän zuckte die Achseln und sagte: „Nummer 5348 ist der Pfarrer von St. Victoire, dessen Prozeß ich zufällig ausführlich im „Figaro“ gelesen habe. Es war mir kein Zweifel, daß die Schuld erwiesen sei. Ich gebe zu, daß ich mir nicht erklären kann, wie der Mann auch in den Fieberphantasien die Rolle des Heuchlers weiter spielt. Aber selbst gesetzt, er wäre wirklich unschuldig, so können wir sein Schicksal nicht ändern. Auf Ihre psychologischen Gründe hin wird kein Gerichtshof Frankreichs oder der Welt den Prozeß neu aufnehmen.“

„Aber wir können doch vielleicht etwas dazu beitragen, sein Los zu erleichtern“, erwiderte der Arzt.

„Ich nicht. Ich habe das Kommando meines Schiffes, und in andere Sachen mische ich mich nicht. Reden Sie meinetwegen mit dem Kommandanten der Strafanstalt auf der Insel Nu, an den ich die Sträflinge abzuliefern habe, auf die Gefahr hin, von ihm ausgelacht zu werden. Damit ließ der Kapitän den Schiffsarzt stehen und schritt auf seine Kajüte zu.

Die „Durance“ näherte sich jetzt der Bahstraße, welche die Südostspitze Australiens von Tasmanien trennt. Angesichts des Vorgebirges Wilson, das weit in die breite Durchfahrt hineinragt, konnte Abbe Montmoulin an der Hand des Schiffsarztes endlich wieder das Verdeck betreten.

„Ist das der Strand meiner neuen Heimat?“ fragte er traurig lächelnd.

„Es ist die südlichste Spitze Australiens. Wir sind immer noch dritthalbtausend Kilometer von Neu-Kaledonien entfernt. Ich meinte lange, Sie würden den Ort Ihrer Bestimmung nicht erreichen; jetzt aber hat Ihre Natur doch gesiegt. Wie befinden Sie sich in dieser erquickenden Seeluft?“

„Gut; ich danke. Ohne Ihre große Sorge läge ich jetzt auf dem kühlen Grunde des Meeres begraben.“

„Und Sie denken, es wäre besser für Sie, wenn Sie gestorben wären? Ich begreife das.“

„Ich denke, es ist so besser, wie es Gott gefügt hat; doch leugne ich nicht, daß ich den Tod meinem Lose vorzöge, wenn ich nur auf die Stimme der Natur hörte“, antwortete der Priester.

„Ich freue mich dennoch, daß es mir ge-

lungen ist, Sie zu retten“, entgegnete der Arzt. „Ich glaube nämlich an Ihre Unschuld und hoffe, daß dieselbe eines Tages offenkundig werde.“

Ein freudiges Licht brach aus dem Auge des Gefangenen. „Gott vergelte Ihnen dieses Wort!“ sagte er, dem Arzte dankbar die Hand drückend. „Es ist der erste menschliche Trost, der mir seit Wochen zu teil wird. Ich wage zwar nicht zu hoffen, auf Erden Gerechtigkeit zu erlangen, um so sicherer aber erwarte ich sie im Jenseits.“

Der Arzt verließ den Genesenden, um ihm die Gefühle nicht zu verraten, welche diese Antwort in seinem Herzen hervorrief. Wie so viele Arzte hatte auch er an den Hochschulen durch die vergiftete Lehre ungläubiger Professoren Schiffsbruch an seinem Glauben gelitten. Jetzt mußte er sich sagen: „Es ist doch etwas Erhabenes um den Mut, mit dem der Glaube an einen gerechten Gott und an die Unsterblichkeit der Seele den Menschen erfüllt! Ich möchte einen Ungläubigen an der Stelle dieses Priesters sehen. Wie lange schon hätte er in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht! Und wenn ich mich nicht täusche, ist irgend ein Pflichtgefühl die Ursache seines Schicksals.“ Hätte Abbe Montmoulin geahnt, daß seine Geduld die erste Veranlassung zur Bekehrung dieses Mannes sein sollte, die sich freilich erst viel später vollzog, es wäre ihm das ein noch weit größerer Trost gewesen als dessen freundliches Wort.

Weiter eilte die „Durance“, jetzt in nordöstlichem Laufe, und endlich tauchten die Berge Neu-Kaledoniens aus den Wogen der Südsee empor. Jetzt, am fünfzigsten Tage der Fahrt, wurde der weiße Gischtranz der Korallenriffe sichtbar, welche die Insel umwallen. Auf ein Kanonensignal kam in schwankem Boote ein Lotse, um das Schiff durch die gefährliche Einfahrt zu steuern, und endlich ging der Dampfer auf der Reede zwischen der Halbinsel Ducos und dem Eilande Nu vor Anker. Die Sträflinge wurden auf dem Verdecke aufgestellt; auch Abbe Montmoulin mußte in ihre Reihe treten, gefesselt wie der gemeinste von ihnen. Am Strande hin dehnten sich langgestreckt die Baracken der Strafanstalt, rechts und links drohten die Kanonen der Forts, den Hintergrund bildeten die fahlen Hügel der kleinen Insel. Weiter nach links, hinter der Bai, an welcher Port de France liegt, die Hauptstadt

Neu-Kaledoniens, die vom Schiffe aus nicht gesehen werden konnte, erhoben sich die wilden Felskuppen der großen Insel hoch in die Wolken. Die glühende Tropensonne warf ihr blendendes Licht auf das fremdartige Landschaftsbild, und der Gedanke: „So ferne der Heimat!“ bemächtigte sich wohl auch des rohesten unter den Verbrechern. Abbe Montmoulin wenigstens ging ein Stich durchs Herz beim Gedanken an das ferne Frankreich mit seinen Lieben. War es ja fast um die Hälfte des Erdenrundes von ihm getrennt, und er durfte nicht hoffen, dasselbe jemals wiederzusehen.

Es blieb aber für den Augenblick wenig Zeit, diesem traurigen Gedanken nachzuhängen. Der Kommandant von Nu kam an Bord, um die Sträflinge zu übernehmen. Mann für Mann wurde von ihm inspiziert, oder vielmehr „Nummer für Nummer“, auch Nummer 5348.

„Der Sträfling war auf der Überfahrt schwer krank“, bemerkte der Schiffsarzt. „Er scheint auch sonst nicht an schwere Arbeit gewöhnt. Ich möchte ihn für den Anfang wenigstens zu Dienstleistungen im Spital empfehlen.“ Dann fügte er leise bei: „Es ist ein Priester, und ich halte ihn für unschuldig.“

Der Kommandant zog unwillig die Augenbrauen zusammen und erwiderte trocken: „Nummer 5348 wird behandelt wie alle andern. Wer uns von den französischen Gerichten als schuldig zugeschiedt wird, muß uns als schuldig gelten. Ein Priester, der seinen Stand entehrte, hat am allerwenigsten ein Anrecht auf mildere Behandlung. Ich werde ihn vom Oberarzt des Spitals untersuchen lassen und danach handeln.“

Nach diesen halbblaut gesprochenen Worten, welche Abbe Montmoulin hörte, wandte sich der Kommandant an die Sträflinge und rief: „Achtung! Man hat euch von Frankreich herüber uns nicht zugeschiedt, daß ihr in süßem Nichtstun auf Staatskosten lebt, und ich verspreche euch, wer sich dem strammen Reglement nicht fügen will, der soll unter mir ein Hundeleben haben. Man wird ihn krummgeschlossen in die Sonne legen, daß er meint, er liege in einer Bratpfanne. Verstanden? Wer sich fügt und willig zur Arbeit zeigt, soll es verhältnismäßig erträglich haben. Also wählet! Noch eines: Es könnte euch, wie schon manchem, der Gedanke kommen, einen Fluchtversuch zu machen. Ganz gut. Ich gebe euch dabei nur folgendes zu be-

denken: 1. Die Wachtposten haben scharf geladen und Befehl, jeden flüchtigen Sträfling niederzuschießen. 2. Das nächste Land, die Küste von Australien, liegt über 1000 Kilometer nach Westen; wie sie diesen Strand ohne Fahrzeug und ohne Nahrungsmittel für wenigstens acht Tage erreichen wollen, ist die Sache der Flüchtlinge. 3. Bleibt noch das Innere Neu-Kaledoniens, in welches schon einige gute Schwimmer entkommen sind. Nun, Glück auf die Fahrt! Die meisten wurden von den wilden Kanaken aufgefressen, der Rest kehrte halbverhungert an die Küste zurück und überlieferte sich den französischen Posten. Und ich versichere euch, sie wurden regelmäßig so empfangen, daß ihnen alle Lust für eine zweite Ferienreise verging. — Verstanden? — Rechts um! Marsch!“

Die „Durance“ hatte sich an die Landungsbrücke gelegt, und die Sträflinge schritten nun Mann für Mann, von Soldaten abgeholt und begleitet, am Kommandanten vorüber den von hohen Palisaden umgebenen Baracken zu. Aber 1000 Sträflinge hatten in denselben auf harten Pritschen ihr Nachtlager. Die zufällig Anwesenden begrüßten die neuen Ankömmlinge mit düstern, spöttischen Blicken und manchem Fluchworte. Und erst als am Abende die Masse der Sträflinge zurückkehrte, welche den Tag über kompagnieweise in den Gärten und an den Straßenbauten unter Aufsicht der Wachmannschaften gearbeitet hatte, und den unlieben Zuwachs vorfand, welcher Lust und Raum noch mehr beschränkte, brach ein Sturm des Zornes und Argers aus, wie er nur bei rohen Verbrechernaturen möglich ist. Es gab jetzt wieder Szenen, welche an den Auftritt im Gefängnisse von Marseille erinnerten, und aller Hohn wurde in doppeltem Maße dem „Pfarrer“ zugemessen. Selbst unter den Wächtern fanden sich Menschen, die ihren Haß gegen Priester und Religion den schuldlos Verurteilten entgelten ließen. Und dieses wahre Höllenleben sollte nun fort und fort andauern — wie viele Jahre?!

Der Oberarzt, welcher Nummer 5348 untersuchte, fand keinen Grund, dieselbe von dem gewöhnlichen Reglement zu entbinden. So mußte Abbe Montmoulin schon am folgenden Morgen mit der Schaufel auf der Schulter eine Abteilung begleiten, welche an einem Fahrwege nach der Spitze des höchsten Hügels zu arbeiten hatte, der einen Observations-

posten trug. Auch dem stärksten Arbeiter, dessen schwielige Hände Hacke und Schaufel zu führen verstanden, wurde die harte Arbeit unter der glühenden Tropen Sonne fast unerträglich. Abbe Montmoulin brach unter ihr schon am ersten Tage beinahe zusammen; keuchend, in Schweiß gebadet und mit blutigen Händen kehrte er am Abende zu den Baracken zurück; er war so elend, daß er von den schlecht gekochten Pampswurzeln, die ihm ein Wächter in den Napf warf, kaum etwas kosten konnte. Wie gerädert legte er sich auf die harte Pritsche und fand doch stundenlang keinen Schlaf. Der Rosenkranz, den er heimlich betete, während rings um ihn her gelästert wurde, war sein einziger Trost. Und am nächsten Morgen mußte er wiederum beim Trommelschlag auf und antreten und hinaus zur Arbeit mit seinen blutigen Blasen an den Händen, und er dachte: „Nun, lange werde ich es nicht aushalten! Ein barmherziges Fieber wird mich wohl bald aus diesem Jammer befreien!“

Aber nein, er hielt es aus. Von Tag zu Tag besser. Seine an sich kräftige Natur gewöhnte sich an das Klima und die harte Arbeit, besser sogar als viele seiner anscheinend viel stärkeren Gefährten, deren Gesundheit schlimme Leidenschaft unterwühlt hatte. Als die Regenzeit eintrat, hatte zwar auch er ein paar Anfälle von Fieber, und er mußte einmal einige Tage ins Spital, das von den Josephschwwestern von Cluny versehen wurde. Allein er genas rasch wieder, so rasch, daß nicht einmal sein sehnlichster Wunsch sich erfüllte, die heilige Kommunion empfangen zu können. Er hatte einer der Schwestern seinen Stand entdeckt; aber die gute Seele, welche von den Sträflingen schon so oft hintergangen worden war, glaubte ihm nicht. „Wie wäre es auch möglich, daß ein Priester unter die schlimmste Klasse der Deportierten käme?“ dachte sie und wandte sich entrüstet von dem sonnverbrannten Manne mit dem verworrenen Barte ab. Bitter schmerzte den Pfarrer das Mißtrauen der Ordensfrau. „Du gehörst nun einmal zum Auswurfe der Menschheit“, sagte er sich. „Lerne doch endlich dich fügen und auf jede Hoffnung hienieden verzichten!“

Ein Jahr verging. Man schickte Nummer 5348 mit andern Nummern an die Ostküste Neu-Kaledoniens in die Kupferminen von Balaad. Woche auf Woche

und Monat auf Monat schob Abbe Montmoulin in der Reihe mit den andern seinen Schiefkarren voll zu Tage geförderten Erzes in die Stampfhütten. Ein zweites Jahr war verflossen; er zählte schon lange die Wochen und Monate nicht mehr. Das dritte Jahr war schon weit vorgeschritten. Er dachte nicht mehr daran, daß es jemals anders werden würde. Wie viele seiner Unglücksgefährten waren schon gestorben und ohne Klang und Gang am Rande des nahen Urwaldes begraben! Wann würde man auch ihn unter der riesigen Baniane, welche die kreuzlosen Rasenhügel beschattete, endlich zur Ruhe betten? Er hatte nur noch einen Wunsch: daß ihm einer der Maristenmissionäre von Balaad in seiner Todesstunde beistehen und die heiligen Sakramente reichen möchte.

Aber auch dafür hatte er nur geringe Aussichten. Die Missionäre waren ja freilich mit Eifer den ziemlich weiten Weg an das Sterbelager eines jeden der Sträflinge geeilt; allein die Wärter und die Wache nahmen sich die Mühe nicht, einen Boten nach der Mission zu senden. Um dennoch dieses letzten Glückes, wenn immer möglich, nicht verlustig zu gehen, wandte sich Abbe Montmoulin an einen der christlichen Kanaken, welche als Arbeiter an dem Stampfwerke der Minen verwendet wurden, und bat ihn, ihm heimlich ein Blatt Papier und einen Bleistift zu verschaffen. Mehr vermittelt Zeichen als vermittelt Worte machte er dem Eingeborenen seinen Wunsch klar und bewog ihn durch einige Sous, die den fügamen Sträflingen für Tabak gegeben wurden, die Botschaft auszurichten. Er schrieb auf den Fellen in lateinischer Sprache an den Obern der Mission von Balaad einige Zeilen, in denen er denselben um der Liebe Christi willen bat, einem schwer kranken Priester, der als Nummer 5348 unter den Sträflingen der Kupferminen zu finden sei, im letzten Kampfe beizuspringen.

„Wenn ich nun vom Fieber ergriffen werde“, sagte er zu sich, „wird sich wohl ein Mensch finden, der für meine ersparten Sous diesen Zettel den Maristenpatres bringt, und so kann ich mit Ruhe mein letztes Stündchen erwarten. Oder soll das Opfer, welches mir das Beichtgeheimnis auferlegte, so weit gehen, daß ich sogar im Tode des Trostes der heiligen Sakramente entraten muß?! — Wie Gott will!“

Dreißundzwanzigstes Kapitel

Ein unerwarteter Besuch

In Aix hatte man inzwischen den Abbe Montmoulin beinahe vergessen. Drei Jahre sind eine lange Frist in unserer raschlebigen Zeit, in welcher sich die Ereignisse drängen. Nicht einmal die antikerikalen Blätter redeten mehr von dem Skandal von St. Victoire.

Es war ein stürmischer Februarabend des Jahres 1891. Der Rechtsanwalt Meunier arbeitete noch beim Lampenlicht in seinem Bureau an einem schwierigen Wasserrechtsprozeß, den er nach wenigen Tagen vor Gericht führen sollte. Mit einem Blicke nach den Fenstern, an welche der Wind Schnee und Regen trieb, wollte er eben seine Mappe schließen und Feierabend machen, als der Diener eintrat und einen Fremden in dringenden Geschäften meldete.

„Um diese Stunde und bei diesem Wetter ein Fremder!“ sagte der Rechtsanwalt erstaunt. „Wie ist sein Name?“

„Er wollte sich mir nicht nennen“, antwortete der Diener. „Herr, wenn ich raten dürfte, so würde ich bitten, lassen Sie den Menschen nicht ein. Er ist zwar ordentlich gekleidet, aber hat in seinem Wesen etwas Wildes, Unruhiges.“

Herr Meunier nahm eine Priße und überlegte einen Augenblick. Dann entschloß er sich, den Fremden doch vorzulassen. „Aber bleiben Sie in der Nähe, Jean“, sagte er und stellte sich an den Kamin, mit dem Rücken vor das flackernde Holzfeuer.

Der Fremde trat ein und näherte sich in sichtbarer Aufregung dem Rechtsgelehrten. Kaum sah dieser im Lichte des Kaminfeuers das Gesicht des Eintretenden, so zuckte er unwillkürlich zusammen.

„Sie sind der Rechtsanwalt, welcher vor drei Jahren den Pfarrer von St. Victoire vor Gericht verteidigte?“ fragte der Fremde, unruhig seinen grauen Filzhut in den Händen drehend.

„Zu dienen! Und Sie glaube ich kennen zu müssen, obgleich ich Sie meines Wissens niemals von Angesicht gesehen habe“, antwortete Meunier.

„Ganz recht. Die Säbelsnarbe quer über mein Gesicht macht mich leicht kenntlich. Ja, ich bin der Ruster Loser, dem Sie damals umsonst nachgespürt haben!“

Der Rechtsanwalt sagte anfangs keine Silbe. Er sah es dem bleichen, in heftigem Seelenkampf arbeitenden Gesichte

des Mannes an, daß derselbe des Willens war, ein Geständnis abzulegen. Man hörte einige Augenblicke nichts als das Knistern des Feuers, das Ticken der Standuhr und das Prasseln des Regens wider die Fenster. „Herr Loser“, sagte endlich der Rechtsanwalt ernst, „Sie wollen mir etwas sagen?“

„Ja. Darum bin ich den weiten Weg von Valparaiso in Südamerika herübergekommen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, will es mir nicht über die Lippen.“ Er stockte und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Der Pfarrer ist unschuldig: — ich hab' es getan!“

Die furchtbare Anstrengung, die dem Manne dieses Geständnis gekostet, löste sich in einem krampfhaften Weinen. Herr Meunier schob ihm einen Stuhl hin, auf den sich Loser ganz vernichtet setzte; es dauerte lange, bis der Fremde sich soweit erholt, daß der Rechtsanwalt mit ihm reden konnte.

„Und von Südamerika sind Sie herübergekommen, um dieses Geständnis abzulegen?“ fragte endlich Herr Meunier, dem Zweifel über den Geisteszustand seines Besuchers aufstieg. „Was hat Sie dazu bewogen?“

„Genugtuung, Sühne will ich leisten“, stöhnte der Mann. „Es läßt mir keine Ruhe!“

Der Rechtsanwalt dachte an das schreckliche Los, das er von dem unschuldigen Priester und dessen Familie nicht hatte abwenden können, weil es ihm nicht gelungen war, den Mann aufzuspüren, der jetzt vor ihm saß und der, so schien es ihm, alles getan hatte, um den Verdacht der blutigen Tat auf den Schuldlosen zu lenken, und Unwille erfüllte sein Herz. Andererseits erregte der Anblick des von Gewissensbissen übermannen Verbrechers, welcher sich zur Sühne bereit erklärte, sein aufrichtiges Mitleid. Diese beiden Gefühle kämpften in seinem Innern. Endlich sagte er nicht bitter, aber doch vorwurfsvoll: „Sie kommen leider spät mit Ihrer Selbstanklage. Wie wollen Sie jetzt genugtun für den Jammer, den Sie über den armen Abbe Montmoulin und dessen greise Mutter gebracht haben?“

Loser sprang auf und rang die Hände. „Mein Gott!“ rief er, „das sage ich mir ja selbst Tag und Nacht! Haben Sie Erbarmen mit mir! Genugtun werde ich freilich nicht können, aber doch Sühne leisten, indem ich mein Haupt unter das

Fallbeil lege!“

Das Mitleid siegte im Herzen des Rechtsanwalts. Er reichte Loser die Hand und sagte: „Verzeihen Sie. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Ubrigens können Sie doch in der Hauptsache noch Genugtuung leisten. Glücklicherweise ist ja Abbe Montmoulin nicht hingerichtet worden. Soviel ich weiß, lebt er noch in Neu-Kaledonien. Auch seine Mutter und Schwester sind noch am Leben. Und das Argerniß, das sich an den Namen des guten Pfarrers von St. Victoire geknüpft hat, kann durch Ihr Geständnis jedenfalls gutgemacht werden. Hätten Sie sich doch nur früher, als der Prozeß gegen den Unschuldigen geführt wurde, zu dieser edeln Tat aufraffen können!“

„Nicht im entferntesten dachte ich daran, daß der Verdacht eines Mordes auf Abbe Montmoulin fallen könnte, als ich das Schiff bestieg, welches mich nach Buenos Aires brachte, während hier die Untersuchung geführt wurde“, sagte Loser. „Zudem glaubte ich damals ganz sicher, der Priester würde in diesem Falle wenigstens aussagen, er habe mich gesehen oder ich hätte bei ihm gebeichtet; ja ich hielt es für ganz wahrscheinlich, daß er sich einem Beichtfinde gegenüber, welches sich inzwischen durch die Flucht in Sicherheit gebracht hatte, zum Beichtgeheimnisse überhaupt nicht für verpflichtet hielt. Meinte ich doch, was die Geistlichen vom Beichtgeheimnisse predigten, sei eitel Geschlunfer und die Beicht selbst nur von den Priestern erfunden, um irdischen Nutzen daraus zu ziehen, wie ich in schlechten Schriften und Zeitungen gelesen hatte. So dachte ich damals und schalt mich einen Toren, daß ich in der ersten Angst und Aufregung nach meiner unseligen Tat gebeichtet hatte.“

„Also doch, wie der Herr Regens und ich vermuteten“, rief der Rechtsanwalt. „Abbe Montmoulin wurde verurteilt als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“

„Als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“ wiederholte schmerzlich bewegt Loser. „Und das hat mich auch zur Befehrung und zum Entschlusse gebracht, nach Möglichkeit Genugtuung und Sühne zu leisten. Hören Sie!“ Und nun erzählte Loser, wie er damals nach Buenos Aires entkommen war. Bei der Landung habe er gefürchtet, an seiner Narbe erkannt und verhaftet zu werden; denn er habe damals als ziemlich sicher angenommen, Abbe Montmoulin werde ihn mittelbar

oder unmittelbar der Polizei als Mörder verraten haben. Zu seiner Verwundung sei ihm aber nichts geschehen, und er habe sich sofort einer Gesellschaft von Italienern angeschlossen, welche den Weg durch die Pampas nach den Silberbergwerken von Potosi in Bolivia einschlugen. Durch fabelhaftes Glück habe sich sein Geld verzehnfacht, ohne ihm Ruhe und Zufriedenheit zu bringen. Nach manchen Kreuz- und Querzügen habe er endlich die Anden überstiegen und sich voriges Jahr in der Nähe von Valparaiso in Chile eine Hacienda gekauft, da er geglaubt habe, über seine Tat, von welcher er nie mehr etwas gehört hatte, sei längst Gras gewachsen, und er dürfe unter verändertem Namen nun endlich ruhig seinen Raub genießen. Er hatte sich getäuscht: der Mord ließ ihm keine Ruhe. Er fand keine Freude an dem schönen, herrlich gelegenen Landgut mit dem Blicke auf die zauberhafte Bucht von Valparaiso und die eisgekrönten Gipfel der Anden; die edeln Rasse, die er auf seinen Weideplätzen züchtete, machten ihm keine Freude; das viele Geld, das ihm sein Verwalter vorzählte, und die reichen Zinsen, die ihm die Summen einbrachten, welche in den Salpetergruben von Tarapaca angelegt waren — nichts machte ihm Freude. Um die innere Unruhe, wie er meinte, zu beschwichtigen, kam er auf den Gedanken, sich Gewißheit über die Folgen seiner Tat zu verschaffen, indem er unter seinem angenommenen Namen an eine bekannte Südfrüchtehandlung in Aix schrieb, eine Kiste getrockneter Provencepflaumen bestellte und den Wunsch aussprach, man möge ihm die letzten drei Jahrgänge des „Provencalen“ gegen Berechnung mit in die Kiste legen. Er werde so zugleich mit den süßen Früchten seiner Heimat im fernen Chile manche liebe Erinnerung genießen können, — hatte er in seinem Briefe gesagt. Mit Freuden entsprach der Kaufmann dieser Bitte, in der Überzeugung, dem fernen Landsmanne einen doppelten Genuß zu verschaffen.

„Zwei Tage vor Weihnachten kam die Kiste aus Aix an“, erzählte Loser. „Ich sperrte mich mit dem Stöße alter Zeitungen in meinem Zimmer ein, und nach kurzem Suchen hatte ich das Datum des verhängnisvollen 20. Februar gefunden. In dem folgenden Blatte stand der erste Bericht des Mordes von St. Victoire

und der Verhaftung des Pfarrers Montmoulin! Ich war wie vernichtet. Spaltenlange Aufsätze voll Hohn und Bosheit über den eifrigen Seelenhirten von St. Victoire folgten nun Blatt für Blatt. Die schwersten Verdachtsgründe gegen den Priester wurden angeführt, die Verhaftung seiner Mutter und Schwester mitgeteilt. Endlich fand ich die Hauptverhandlung — zwölf eng gedruckte Spalten —, zitternd suchte ich das Urteil; da stand es, und die Sinne wollten mir vergehen: Zum Tode verurteilt! „Herr, Sie glauben nicht, wie mir diese Worte durch die Seele schnitten! Ich weiß nicht, wie lange ich im Zimmer hin und her lief, bis ich endlich die Ruhe so weit erlangt hatte, daß ich die Verhandlung lesen konnte. Es war Mitternacht, bevor ich zu Ende kam. Also in der Tat: Abbe Montmoulin hatte mit keiner Silbe angedeutet, was ich ihm gebeichtet, ja nicht einmal, daß ich ihm gebeichtet, oder auch nur, daß er mich gesehen hatte, und zwar weil er in zarter Gewissenhaftigkeit schon darin eine Verletzung seiner priesterlichen Pflicht zu begehen fürchtete! Ja nicht einmal den Verdacht der Tat hatte er in irgend einer Weise von sich auf mich abzulenken gesucht! Und er schwieg, ob schon sein Schweigen für ihn Schmach und Tod, für seine Mutter das bitterste Leid und für Ungezählte das schwerste Argernis bedeutete! Das alles stürmte auf mich ein — ich war wie zermalmt, als ich endlich die lange Verhandlung durchgelesen hatte. Ich weinte wie ein Kind.“

„Dann griff ich wieder zu den Zeitungen, um das Ende zu finden. Es folgten spaltenlange Artikel über den Prozeß, voll Hohn auf Sie, den Verteidiger, und auf Ihren mißglückten Versuch, den Priester durch den Hinweis auf das Beichtgeheimnis und auf den ganz ähnlichen Fall in Polen zu retten — und doch hatten Sie das Richtige vermutet! Es folgten Aufsätze, welche den Skandal von St. Victoire zu antikerischen Zwecken benutzten und welche die Kirche und ihre Diener mit Hohn und Spott bewarfen. Endlich fand ich in einem Blatte mit Fettschrift die Worte: „Begnadigung des Raubmörders von St. Victoire“ und atmete ein wenig auf — aber die Begnadigung lautete nur auf Deportation nach Neu-Kaledonien.“

(Schluß folgt.)